

**Narration freilegen:
Zur Konsequenz der Mehrsystemrelevanz als Leitdifferenz des
Qualitätsjournalismus**

Erscheint 2010 in: Imhof, Kurt; Blum, Roger; Bonfadelli, Heinz et al. (Hrsg.): Krise der Leuchttürme öffentlicher Kommunikation – Vergangenheit und Zukunft der Qualitätsmedien. Wiesbaden.

1 Einführung

Wie ist es möglich, über die Vergangenheit und Zukunft von Qualitätsmedien zu debattieren, bevor nicht verhandelt ist, was Qualitätsmedien sein können und welche Qualitätsmerkmale diese als solche auszeichnen? Wenn von Qualitätsmedien die Rede ist, wird oft stillschweigend eine Qualität vorausgesetzt, die diesen Medien im Unterschied zu anderen Medien – etwa zur Boulevardpresse, zum so genannten „popular paper“, zu kommerziellen Rundfunkorganisationen oder einfach zu herkömmlichen Forumszeitungen – zugeschrieben werden kann.

Qualitätsmedien seien Medien, die „besonders herausragen und ausstrahlen“, die eher Spezialisten als Generalisten beschäftigen, die die „Welt von oben statt von unten“ betrachten und die „klassische Themenbereiche“ wie Politik, Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft und Sport prioritär bearbeiten würden, sich an Eliten richten, zitiert werden und sich gemeinwohlorientiert geben (vgl. Blum in diesem Band). Dazu kommt – und das scheint ein weiteres Merkmal zu sein –, dass Qualitätsmedien zunehmend unter ökonomischen Druck geraten, weil es fraglich ist, ob der Markt sie auf Dauer noch finanzieren kann.

Ein solcher *Definitionsversuch von Qualitätsmedien* über eine – noch beliebig zu ergänzende – Liste von Merkmalsausprägungen vermag nicht zu befriedigen. Leuchttürme öffentlicher Kommunikation werden dabei wie ein Museumsstück umschifft. Jedoch wollen wir sie nicht als Kuratoren in ihrer romantischen Ästhetik bewundern und für ihren Erhalt Sorge tragen, sondern als Forschende deren Funktion analysieren, in Frage stellen, vielleicht neu entdecken und aus dieser Erkenntnis heraus Anforderungen an deren Qualität und Leistungsfähigkeit ableiten. Dies setzt voraus, dass wir uns zunächst über die theoretische Referenz verständigen, die wiederum nur sinnvoll aus der theoretisch zu konzipierenden gesellschaftlichen Funktion des Journalismus zu bestimmen ist, woran die Qualitätsmedien ihren Beitrag zu leisten haben.

Trotz jahrzehntelanger publizistikwissenschaftlicher Qualitätsforschung bleiben jedoch entsprechende Konzeptionen zur journalistischen Qualität eher ohne theoretischen Gehalt. In letzter Zeit hat sogar die anwendungsorientierte Forschung die Führung des Qualitätsdiskurses übernommen. Diese „will durch die Bereitstellung von Konzepten mittlerer Reichweite und entsprechenden methodischen Instrumentarien zur Lösung von Qualitäts(sicherungs)problemen einzelner Medienorganisationen wie z.B. öffentlichen Rundfunksendern beitragen“ (Weischenberg 2006: 12). Ohne Rückgriff auf theoretische Gesamtkonzeptionen wird nach Standards gesucht. Diese Forschung erschöpft sich in der Messung der Qualität von Medienprodukten, wobei das Problem der theoretischen Begründung eines Kanons von Qualitätsstandards weitgehend

umgangen wird. Ohne weitere Problematisierungen werden so etwa allgemeine professionelle Regeln wie Richtigkeit, Sachlichkeit, Objektivität, Relevanz, Vielfalt, Ausgewogenheit, Transparenz, Aktualität oder Verständlichkeit als neben einander stehende Begriffe in den Kanon aufgenommen (vgl. Fabris 2004: 400).

Wir wollen in diesem Beitrag zunächst einen *theoretischen Entwurf* vorlegen, der zur theoretischen Bestimmung journalistischer Qualität auf die journalistische Leitdifferenz „Mehrsystemrelevanz“ zurückgreift. Unter Rückgriff auf eine systemtheoretische Konzeption von Journalismus wird somit die Basisfunktion des Journalismus – dessen Beitrag zur Selbstbeobachtung und Synchronisation von Gesellschaft – zum Referenzpunkt für die Herleitung eines journalistischen Qualitätsbegriffs (vgl. auch Bucher 2003; Arnold 2008). Narration spielt bei dieser journalistischen Leistung eine zentrale Rolle, weil nur über den narrativen Kommunikationsmodus an sich inkonsistente Systemrationalitäten bzw. inkommensurable Diskurse gekoppelt werden können. Der Rückgriff auf Narration kann aber auch dysfunktionale Folgen haben; etwa dann, wenn bestimmte Diskurse damit unterdrückt werden.

Als Qualitätsmedien würden dann solche Organisationen gelten, welche im Hinblick auf Publikum erwartbar, kontinuierlich und unter Anwendung bestimmter Qualitätsstandards zur Reproduktion der journalistischen Leitdifferenz „Mehrsystemrelevanz“ beitragen und dabei die dem Kommunikationsangebot zugrunde liegenden und Sinn steuernden Narrationen frei legen. Gut möglich, dass vor dem Hintergrund einer solchen systemtheoretischen Konzeption andere Medien als Qualitätsmedien bezeichnet werden müssten als diejenigen, die pragmatisch als solche identifiziert werden. Wir wollen deshalb abschließend danach fragen, welchen spezifischen Voraussetzungen Medienorganisationen genügen müssen, um entsprechende Problemlösungen hervorzubringen und als Qualitätsmedien bezeichnet werden zu können.

Der Beitrag setzt bei der ernüchternden Analyse zur Krise der Qualitätsmedien an. Solche Krisenberichte gehen meist von einer demokratietheoretischen Perspektive mit Rekurs auf die Normen der Aufklärung und Moderne aus (vgl. etwa McQuail 1992) und stellen empirisch fest, dass neue mediale Selektions-, Interpretations- und Inszenierungslogiken kommunikative Bezüge zur Welt weg vom Kognitiven hin zum Emotionalen verschoben haben (vgl. Imhof 2008: 47). Vor dem Hintergrund von Ansprüchen wie deliberative Demokratie, Rationalität von Diskursen und Legitimation politischer Macht wird dabei ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit diagnostiziert, der auch in der (illegitimen) „Entbettung“ der Medien von politischen Geltungsräumen bzw. in der dominanten Kopplung der Medien an die Marktlogik, deren Ablösung vom Staatsbürgerpublikum sowie in der Privatisierung des Öffentlichen oder in Phänomenen der Moralisierung und Skandalisierung zum Ausdruck kommt (vgl. ebenda: 37ff.). Vor dem Hintergrund dieser ernüchternden Analyse ist zu fragen, ob so genannte Leitmedien als „Zentralorgane der politisch-kulturellen Öffentlichkeit im nationalen und internationalen Kontext“ quasi nur noch als in ihrer ökonomischen Existenz gefährdete Verkörperung der „Vergangenheit in der Gegenwart“ aufzufassen sind (Imhof 2008: 40) und was als Benchmark noch taugt.

Wir meinen, dass der *Benchmark* neu zu entwickeln ist und nicht nur aus der Perspektive einer demokratietheoretischen Konzeption, sondern stärker vor dem Hintergrund journalismustheoretischer Überlegungen von der Eigenlogik des Journalismus als zentrales Leistungssystem der Öffentlichkeit auszugehen hat. So wird hier im Folgenden versucht, die systemtheoretisch herzuleitende Leitdifferenz des

Journalismus bzw. dessen Systemrationalität quasi als archimedischen Punkt zu nehmen, von dem aus seine Leistungsfähigkeit zu beurteilen ist. Daran schließt dann in einem zweiten Schritt aus verschiedenen Perspektiven die normative Bestimmung von Leistungsanforderungen, mit denen der Journalismus insgesamt und insbesondere dessen Qualitätsmedien konfrontiert werden.

2 Funktion und Qualität: systemtheoretischer Zugang

Seit Anfang der 1990er Jahre gibt es innerhalb der Publizistikwissenschaft wesentliche Bestrebungen, Dimensionen journalistischer Qualität theoretisch herzuleiten, zu operationalisieren und einer Bewertung medialer Angebote zugänglich zu machen. Noch scheint es nicht gelungen zu sein, „die verschiedenen Ansätze in der Qualitätsforschung zu einem übergreifenden Konzept zusammenzuführen“ Arnold (2008: 489), was die Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 2005 dazu veranlasste, dem komplexen Thema eine Jahrestagung zu widmen (vgl. Weischenberg et al. 2006). Tatsächlich liegt ja die Beliebigkeit und Streitbarkeit des Themas in der Problematik seiner Definition begründet. Die Diskussion über journalistische Qualität wird nämlich von ganz unterschiedlichen Akteurskategorien mit unterschiedlichen Interessen am Journalismus bestritten. Sie verläuft auch in der Wissenschaft entsprechend wenig strukturiert, schwer durchschaubar und widersprüchlich. So fordert Saxer (2000: 197) *Qualitätsmodelle*, die möglichst „komplex, integral, kohärent, transparent und operationalisiert journalistische Qualität konzipieren.“ Arnold (2008) nimmt dieses Postulat auf und versucht, verschiedene theoretische Herangehensweisen in einem umfassenden Konzept zu integrieren. Er unterscheidet dabei eine funktional-systemtheoretische, eine normativ-demokratieorientierte und eine publikumsbezogene-handlungsorientierte Ebene. Vor diesem Hintergrund wollen wir hier einen Entwurf vorlegen, der von der funktional-systemtheoretischen Konzeption von Journalismus als gesellschaftliches Teilsystem und dessen Leitdifferenz ausgeht (vgl. dazu auch Bucher 2003: 18f), dabei aber den Bezug zum Publikum in den Vordergrund rückt bzw. die kommunikative Rezeption qua Narration durch Publikumsrollen als konstitutiv für das System Journalismus konzipiert und schließlich normativ unter Rückgriff auf demokratische Werte Anforderungen an einen funktionalen Journalismus stellt, der in verschiedenen Funktionssystemen gleichzeitig inkludierte Publika ermächtigt, sich in seiner Lebenswelt zurecht zu finden, sich über Themen zu orientieren, die ihr Entscheidungsverhalten betreffen und sich an gesellschaftlichen (z.B. demokratischen) Prozessen zu beteiligen.

2.1 Die journalistische Leitdifferenz „Mehrsystemrelevanz“

Ausgangspunkt der systemtheoretischen Konzeption von Journalismus ist die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in verschiedene Funktionssysteme, die je auf eine spezifische Problemlösung spezialisiert sind. Die Funktionssysteme Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, Religion und Erziehung etc. erfüllen für die Gesellschaft exklusive Funktionen und erbringen füreinander wechselseitig Leistungen. Bei der spezifischen Problemlösung operiert jedes System selbstreferentiell nach einer eigenen Logik, was aber auch dazu führt, dass sich die verschiedenen gesellschaftlichen Systeme immer stärker auseinander bewegen, sich an *unterschiedlichen Systemrationalitäten* orientieren und die auf ihrer Basis zustande kommenden

Wirklichkeitskonstruktionen inkompatibel bleiben (vgl. Kohring 2004: 188): Was der politischen Machtbehauptung dienlich ist, kann religiösen Auffassungen widersprechen oder was Gewinne verspricht mag im Rechtssystem nicht geduldet sein etc.

Die funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft hat zu komplexen gegenseitigen Abhängigkeits- und Beeinflussungsverhältnissen geführt und jedes System ist genötigt, Erwartungen über seine Umwelt auszubilden und die anderen Systeme kommunikativ zu beeinflussen. Dafür braucht es eine ständige Umweltbeobachtung, mit der einzelne Systeme überfordert wären. Nach systemtheoretischer Auffassung hat sich deshalb das Funktionssystem *Öffentlichkeit* herausgebildet, dessen Funktion „in der Generierung und Kommunikation von Beobachtungen über die Interdependenz, d.h. wechselseitige Abhängigkeits- und Ergänzungsverhältnisse einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft“ besteht (Kohring 1997: 248). Durch die funktionale Differenzierung der Gesellschaft kommt es ja nicht nur zu einer Leistungssteigerung sondern auch zu einer Nicht-Kompatibilität der verschiedenen System-Rationalitäten und damit zu vermehrten Störungen und *Irritationen* zwischen den Systemen.

Journalismus ist das zentrale Leistungssystem der Öffentlichkeit (vgl. Görke 1999) und löst das Problem der permanenten *Selbstbeobachtung und Synchronisation* der Gesellschaft, indem die Kommunikationen der anderen dynamisch auseinander driftenden Systeme sachlich, zeitlich und sozial aneinander geknüpft werden. Journalismus fokussiert dabei auf Themen, die konflikthafte bzw. sich gegenseitig irritierende Bezüge zwischen verschiedenen – nicht-kompatiblen – Systemrationalitäten aufweisen und stellt so Bezüge von einer Systemlogik (z.B. politisch) zu einer anderen (z.B. rechtlich, ökonomisch, wissenschaftlich etc.) her. Journalismus kommuniziert dann, wenn ein Kommunikationsangebot aus der Perspektive von mehr als einem gesellschaftlichen Funktionssystem als relevant erscheint und in mehreren Systemen zugleich Resonanz bzw. Anschlusskommunikation erzeugt.

In Anlehnung an Kohring (2006) soll diese Kommunikation des Journalismus als „mehrsystemrelevant“ bezeichnet werden¹. *Mehrsystemrelevanz* ist die Leitdifferenz des Journalismus, die diesen dabei anleitet, aus den kontingenten Möglichkeiten von Kommunikationen in der Gesellschaft auszuwählen, bzw. zu entscheiden, welche Themen im System kommuniziert werden und welche zur Umwelt des Systems gehören. Die Verfügung über den Leitcode Mehrsystemrelevanz ist ausschließlich systemintern geregelt. Die als Autopoiesis bezeichnete operationale Geschlossenheit schließt aber wegen der informationellen Offenheit Umweltkontakte nicht aus. Vielmehr sind alle Funktionssysteme durch *strukturelle Kopplungen* miteinander verbunden. Systeme können über Kommunikation in anderen Systemen Irritation auslösen und so Möglichkeiten für Anschlusskommunikation schaffen. Genau auf diese kommunikativ hergestellten (oder potenziell konstruierbaren) Irritationen fokussiert der Journalismus, indem dieser zum Zweck der permanenten Selbstbeobachtung und Synchronisation von Gesellschaft sich gegenseitig irritierende Kommunikationsangebote von unterschiedlicher Systemzugehörigkeit öffentlich macht.

¹ Zur Frage nach der spezifischen binären Codierung des Journalismus liegen in der Journalismusforschung verschiedene Vorschläge vor. Sie reichen von *Information/Nicht-Information* (Luhmann, Blöbaum) über *öffentlich/nicht-öffentlich* (Marcinkowski, Hohlfeld) oder *aktuell/nicht-aktuell* (Scholl, Neuberger, Meier) bis zu *relevant/nicht relevant* (Weischenberg, Arnold). Hier wird mit dem Vorschlag „mehrsystemrelevant“ auf den von Kohring (2006) eingeführten Vorschlag der „Mehrsystemzugehörigkeit“ zurückgegriffen.

2.2 Kein Journalismus ohne Publikum

Das Publikum des Journalismus spielt bei dieser Leistungserbringung eine zentrale Rolle, weil nur über die kommunikative Rezeption des Publikums Kommunikationsleistungen aus der Politik, der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Religion etc. in andere Systeme „getragen“ werden, dort irritieren und *Anschlusskommunikation* auslösen können (vgl. Wyss 2009a). Der Journalismus benötigt zur Erfüllung seiner gesellschaftlichen Funktion Publika. Diese sind auch für die Leistungsfähigkeit anderer Systeme – etwa des politischen Systems (z.B. Wähler) oder der Wirtschaft (z.B. Kunden) – relevant, weil auch deren Publikumsrollen erwartbar, dauerhaft, reichweitenstark und vertrauensbasiert am besten über den Journalismus erreicht werden können. Die Publikumsrollen des Journalismus sind also immer zugleich auch die Leistungs- oder Publikumsrollen anderer Systeme: Regierungen und Bürgerinnen, Unternehmensführerinnen und Konsumenten, Religionsführer und Gläubige etc. Publikum wird „in Form von Erwartungserwartungen und als in die Selbstreferenz professioneller Normen und Rollenselbstverständnisse eingebaute Fremdreferenz in das System inkludiert“ (Scholl 2004: 529).

Der Journalismus ermöglicht es den Publikumsrollen, „sich über Themen zu orientieren, die gesellschaftliche Entscheidungsrelevanz erlangt haben oder erlangen können, und die sie zumindest teil- oder fallweise in ihr individuelles *Entscheidungsverhalten* einbeziehen müssen“ (Jarren: 2008: 331). Die Rezeption kann kollektive wie private Entscheidungen nach sich ziehen, vor allem dann, wenn „viele andere dieselben (Massen-)Medien nutzen [...], weil allein aufgrund der Reichweite bestimmte Wirkungsannahmen angestellt werden können“ (ebenda: 332). Diese durch Journalismus erzeugte Aufmerksamkeit mittels Themen kann am besten kollektive Relevanz erlangen, wenn die Themen nicht nur aus der Perspektive einer Systemrationalität, sondern aus der Perspektive mehrerer – sich meist irritierender – Rationalitäten Resonanz bzw. Anschlusskommunikation erzeugen. Für die Publika des Journalismus – und damit eben für die zugleich in mehrere Systeme inkludierten Publikumsrollen – ist es wichtig, sich über Ereignisse in Kenntnis zu setzen, die möglicherweise ihr eigenes Handeln oder ihre Erwartungshaltungen verändern können. Journalismus greift darum mit dem Anspruch der Mehrsystemrelevanz primär Ereignisse auf, die etablierten Erwartungen zuwiderlaufen bzw. soziale Ordnungen – durch systemfremde Rationalität – stören (vgl. Nachrichtenwerte).

Journalistische Kommunikation hört nicht bei der Information und Mitteilung auf, sondern setzt zudem *Verstehen* voraus. Erst wenn „journalistische Aktualitätsofferten vom Publikum sinnkonform verstanden werden, [...] kann man von journalistischer Kommunikation sprechen“ (Görke 1999: 413). Es ist dabei unerheblich, ob ein Richter, eine Konsumentin, ein Aktionär, eine Pfarrerin oder ein Lehrer die journalistische Mitteilung liest, hört oder sieht – der Rezeptionsvorgang – also das Verstehen des Publikums – ist immer eine Operation im System Journalismus, dessen Fortbestand darauf angewiesen ist, dass es zu solchen und weiteren Anschlüssen kommt. In der Umsetzung des Verstehens kann es dann bei den Rezipienten zu Operationen außerhalb des Journalismus kommen. Etwa dann, wenn der Richter aufgrund einer journalistischen Mitteilung ein Urteil überdenkt oder der Konzernchef seine Aktien

verkauft etc. Erst über kommunikative Rezeption durch Publikum kann Journalismus in anderen Systemen durch Irritation Resonanz auslösen.

Das makrotheoretische Konzept der Mehrsystemrelevanz findet seinen Ausdruck also auch auf der mikrotheoretischen Ebene der kommunikativen Rezeption durch Publikum. Auf der mesotheoretischen Ebene der journalistischen Organisationen spiegelt sich das Konzept in unterschiedlichen – oft auch im Widerspruch zueinander stehenden – Publikumskonzeptionen. Je nach dominierender Systemlogik wird auf der organisationalen Ebene der Medienorganisation nämlich eher eine politische, ökonomische oder journalistische Systemrationalität in Anschlag gebracht. Dort prallen diese sich gegenseitig *irritierenden und paradoxen Systemlogiken* aneinander (vgl. Wyss 2009a). Je nach dominanter Logik prägen unterschiedliche Konstruktionsprinzipien das Publikumsbild (vgl. Hasebrink 2008). Wenn das Konzept des Publikums als Bürger aktualisiert wird, so werden Rezipienten primär in der Publikumsrolle des politischen Systems – quasi als „homo politicus“ – angesprochen. Sie werden als Mitglieder des demokratischen Gemeinwesens aufgefasst und sollen vom Journalismus dazu befähigt werden, kompetent an demokratischen Prozessen teilzunehmen. Publikumskonzepte, die vorwiegend Publika als Zielgruppen oder als mündige Konsumenten beschreiben, sind durch eine Marktlogik geprägt. Sie gehen davon aus, dass Rezipienten über Kenntnisse bezüglich Qualität und Angebotslage verfügen und in der Rolle des „homo oeconomicus“ mit dem Ziel der individuellen Bedürfnisbefriedigung vernünftig begründete Konsumentenentscheidungen treffen können. Der journalistischen Systemlogik wird jedoch am ehesten das Publikumskonzept des *sozialen Akteurs* (vgl. Bonfadelli/Meier (1996: 7) gerecht, der sich in verschiedenen Publikumsrollen mit unterschiedlicher Intensität den Medien zuwendet und von diesen Horizonterweiterung erwartet.

2.3 Journalistische Qualitätskriterien

Die Funktion und der Code des Journalismus hängen also mit dessen Orientierungsleistung für soziale Akteure zusammen, die über verschiedene Publikumsrollen immer zugleich in verschiedene soziale Systeme inkludiert sind. Funktion und Leitdifferenz (Code) „gewinnen normative Kraft, (...) da das Problem, sich in der modernen, komplexen Gesellschaft zu orientieren, für Akteure auch bei Veränderungen des journalistischen Orientierungshorizonts bestehen bleibt“ (Arnold 2008: 494). Die Leitdifferenz der Mehrsystemrelevanz ist also nicht nur ein analytisches Konstrukt, sondern aus ihr lassen sich auch qualitative Kriterien für die Leistungsfähigkeit des Journalismus ableiten.

So verweist der Leitcode bereits auf den Qualitätsstandard der *Relevanz*; mit der Präzisierung aber, dass Journalismus relevante Ereignisse auswählt, bearbeitet und inszeniert, die „über den Bereich hinaus, in dem sie passiert sind, Bedeutung erlangen und auch für andere Systemzusammenhänge wichtig sind“ (Arnold 2008: 493) und dort potenziell Anschlusskommunikation erzeugen. „Trotz aller individuellen Unterschiede gibt es also eine kollektive Zuweisung von Relevanz, die primär auf möglichen gesellschaftlichen Folgen und auf eigener Betroffenheit basiert“ (ebenda: 494). Des Weiteren wird vom Journalismus erwartet, dass er sich nicht „der Logik eines anderen Systems unterwirft“ (ebenda: 495). Dieser Anspruch findet seinen Ausdruck im komplexen Unabhängigkeitspostulat, das sowohl eine organisationale als auch eine inhaltliche Dimension hat. *Unabhängigkeit* soll sichern, dass die journalistische Thematisierungs-, Deutungs- und Bewertungsleistung nach systemeigenen Regeln

erfolgt. Daran schließt der *Vielfaltsbegriff* an, der sich auf Themen, Quellen, Akteure, Argumente und Positionen beziehen kann. Mehrsystemrelevanz findet in der Vielfaltsleistung dann ihren Ausdruck, wenn eben zu einem thematisierten Sachverhalt mehrere im angesprochenen Zusammenhang relevante Rationalitäten in Anschlag gebracht werden. Relevanz und *Aktualität* – ganz im Sinne des von Grice (1979: 250) für Kommunikation generell postulierten und vom Journalismus exklusiv geleisteten Bezugs auf Jetzt-Zeit – steuern dabei die Selektionsentscheidungen etwa über das Programm der Nachrichtenfaktoren, da Journalismus ja trotz des Vielfaltspostulates im Sinne der prinzipiellen Offenheit nicht Realität an sich und vollständig darstellen kann. Dass sich Journalismus auf Fakten und tatsächlich geäußerte Meinungen bezieht (*Faktizität, Richtigkeit*), stärkt dessen *Glaubwürdigkeit* in der kommunikativen Rezeption, was wiederum auch durch Unabhängigkeit und *Transparenz* unterstützt wird. Transparenz bezieht sich dabei nicht nur auf eine Darstellung, die es dem Publikum ermöglichen soll, zwischen Tatsachen und Meinungen zu unterscheiden, sondern auch auf das Identifizieren von Motiven bzw. Interessen und die Diskussion möglicher Ursachen und Folgen bis hin zum Offenlegen der eigenen Produktionsbedingungen.

Vor dem Hintergrund der hier deduktiv aus der journalistischen Funktion und dessen Leitdifferenz der Mehrsystemrelevanz abgeleiteten Qualitätskriterien kann nun der Kanon der Qualitätsstandards mit weiteren *normativen Kriterien* ergänzt werden, die als spezifische Anforderungen allerdings aus der Perspektive anderer Funktionssysteme – etwa aus der Sicht des politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Systems bzw. deren Akteure – an den Journalismus herangetragen werden (vgl. Arnold 2008: 497). Dort artikulierten Werte wie beispielsweise *Freiheit, Gleichheit, Integration, Deliberation, Legitimation* (Politik), *Effizienz* und *Zielgruppenpassgenauigkeit* (Wirtschaft) oder *Solidarität* oder *Nächstenliebe* (Religion) dienen dann dazu, entsprechende Ansprüche zu untermauern bzw. „Einfluss auf die Öffentlichkeit [...] zu sichern“ (ebenda: 499). Es ist durchaus möglich, dass die – quasi von aussen als Fremdreferenz – an den Journalismus herangetragenen Qualitätsanforderungen im Einklang mit dessen Eigenlogik stehen bzw. in die Selbstreferenz „eingebaut“ werden. Dies ist etwa dann der Fall, wenn gesetzlichen Regelungen Relevanz, Vielfalt oder Unabhängigkeit als Leistungsaufträge für Rundfunkveranstalter festgehalten werden. Solche Leistungsanforderungen werden ja oft auch in Kodizes der journalistischen Berufskultur (etwa im Pressekodex) als journalismusinterne Regeln reproduziert. Anforderungen wie etwa Ausgewogenheit oder Rücksichtnahme auf religiöse Gefühle hingegen gehen über die systemeigenen Qualitätskriterien hinaus bzw. überfordern den Journalismus (wie z.B. Integration, vgl. Jarren 2000).

Publikumsorientierung ist vor dem Hintergrund der oben beschriebenen gesellschaftlichen Funktion des Journalismus eine zentrale Voraussetzung für das Gelingen der journalistischen Kommunikation. Aus diesem Grund macht es Sinn, in den Kanon der Qualitätskriterien auch Leistungsanforderungen aufzunehmen, welche die kommunikative Rezeption journalistischer Angebote unterstützen bzw. diese eben attraktiv und in der Lebenswelt des Publikums anwendbar machen. Für Arnold (2008: 495) ist deshalb auch *Zugänglichkeit* als weiteres Qualitätskriterium zu beachten, das er mit Begriffen wie *Verständlichkeit, Übersichtlichkeit* und *Anschaulichkeit* ergänzt. Kommunikation wird nach systemtheoretischer Auffassung als dreistufige Selektion von Information, Mitteilung und Verstehen konzipiert (vgl. Marcinkowski/Bruns 2004: 490), was wiederum auf die zentrale Bedeutung der „Rezeption als schwerpunktmäßige Aufmerksamkeitszuwendung und kommunikative Verstehensprozesse“ (Scholl 2004:

532) hinweist. Die Inklusion des Publikums in das System Journalismus setzt voraus, dass die vom Journalismus thematisierten Inhalte mit den Relevanzstrukturen aus der Lebenswelt der Publika gekoppelt werden können (vgl. Lünenborg 2005: 59ff.; Schütz/Luckmann 1979: 209f.).

Wie dieser Anschluss an die Lebenswelt jedoch bewerkstelligt werden kann, wird weder im systemtheoretischen noch im normativ-demokratiethoretischen Zugriff auf diesen zentralen Kommunikationsprozess weiter ausgeführt. Auch marketingorientierte Ansätze, die auf die Befriedigung der Publikumserwartungen fokussieren, vermögen hier nicht genügend Erklärungskraft aufzubringen, weil sie letztlich einer ökonomischen Logik folgen und mit dem simplen Verweis auf eine nachgefragte Themenauswahl, eine unterhaltsame Aufbereitung, eine rezeptionsfreundliche „Verpackung“ oder eine narrative Dramaturgie der komplexen Rezeptionssituation nicht gerecht werden (vgl. Rau 2007: 137ff.). Hier muss vielmehr auf Ansätze der *Cultural Studies* und der Wirkungsforschung zurückgegriffen werden, um nachvollziehen zu können, wie journalistische Kommunikationsangebote in der Lebenswelt der Publika als relevant wahrgenommen und verstanden werden. Dies soll im Folgenden mit dem Verweis auf *Narration* als zentraler journalistischer Kommunikationsmodus weiter ausgeführt werden. Wir tun dies jedoch nicht, um die Liste der hier deduktiv hergeleiteten Qualitätskriterien einfach noch mit Narrativität zu ergänzen. Vielmehr wollen wir die zentrale Bedeutung von *Narration* bei der Kopplung von – an sich inkonsistenten – Systemperspektiven durch Journalismus verdeutlichen; also auf einen Vorgang fokussieren, der bei der journalistischen Konstitution von Sinn strukturellen Einfluss hat und deshalb bei der Formulierung von Qualitätsanforderungen an den Journalismus und insbesondere an Qualitätsmedien zwingend mitberücksichtigt werden muss.

3 Zur zentralen Bedeutung von Narration

3.1 Mikroanalytischer Zugriff

Dass nicht nur in fiktionalen Medieneinangeboten, sondern auch in der journalistischen Berichterstattung „Geschichten“ erzählt werden, haben Hickethier (1997) und weitere Journalismusforschende (vgl. z.B. Lünenborg 2005) im Rahmen der *Cultural Studies* längst plausibel nachgezeichnet. *Narration* ist ein zentraler journalistischer Kommunikationsmodus. Corner (1999: 46) definiert *Narration* als „representations of chain of events in cause-effect relationship occurring in time and space“ und für Hickethier (1996: 107) ist *Narration* „eine Form von Sinnstiftung und Sinnvermittlung durch die besondere Art der Organisation der Welt im Akt des Erzählens.“

So kann vor allem in einem mikroanalytischen Zugriff auch empirisch bestätigt werden, dass die journalistische Nachrichtenproduktion als „eine Form des Kommunizierens mit Blick auf Sinnstiftung und Orientierung im Gemeinwesen“ narrativen Mustern des *Storytellings* zu folgen habe, damit kommunikative Botschaften für Rezipienten signifikant verständlicher, erlernbarer, reproduzierbarer und leichter erinnerbar sind (Machill et al. 2006: 480). Es gilt als unbestritten, dass das Narrative einen stärker affektiven Zugang zu Themen ermöglicht, Neugier weckt, Spannungen aufbaut, Befürchtungen wachsen lässt, Mitfühlen ermöglicht und zur Identifikation einlädt.

Der *narrative Kommunikationsmodus* dient der Reduktion von Komplexität, die durch eine bestimmte Erzählweise, Ritualisierung sowie oft auch unter Rückgriff auf meist

archaische Rollen (z.B. Helden, Erlöser) realisiert wird. Die Elemente der journalistischen Geschichte stehen in einer zeitlichen Reihenfolge und werden einer Dynamik (z.B. Konflikt- bzw. Lösungsstruktur; Macht vs. Ohnmacht etc.) zugeführt. Die journalistische Geschichte verfügt über mehrere Bedeutungsebenen, wobei die konkrete Handlung ein generelles Thema repräsentiert, das über die unmittelbare Aktualität hinausweist (vgl. Lünenborg 2005: 160). Lünenborg (ebenda: 159) unterscheidet in Anlehnung an Ekström (2000: 469) informative, narrative und performative Kommunikationsleistungen von Journalismus und betont, dass die Attraktivität des Journalismus für das Publikum den narrativen Modus voraussetzt. Gerade wenn die Interpretationsleistung des Journalismus im Vordergrund steht, so werden Techniken des Storytellings angewandt (Ekström 2000: 477). Unser Interesse gilt hier jedoch nicht dem instrumentellen Storytelling; vielmehr soll – noch immer einem makrotheoretischen Interesse folgend – der Frage nachgegangen werden, wie Journalismus unter Rückgriff auf seinen Leitcode der Mehrsystemrelevanz sowohl in der Produktion als auch in der Rezeption Sinn steuert, indem er in der Öffentlichkeit thematisierte Sachverhalte an eine Narration zurückbindet, die das Verstehen erst ermöglicht.

3.2 Makroanalytischer Zugriff

Die wesentliche Funktion des Journalismus als Erzählung wird in der an den Cultural Studies orientierten Journalismusforschung längst betont und vielfältig beschrieben. Lünenborg (2005: 164) fasst die verschiedenen Ansätze zusammen und stellt fest, „dass bislang kein einheitliches Konzept zur Analyse des Narrativen im Journalismus existiert“ (ebenda: 166). Sie weist darauf hin, dass Journalismus „symbolisch die soziale Ordnung durch die Art der Erzählung“ repräsentiert, „die er von gesellschaftlichen Ereignissen liefert“. Damit wird die gesellschaftliche und *hegemoniale Funktion der Narration* in den Vordergrund gerückt.

Die narrative Konstruktion journalistischer Interpretationen kann als gesellschaftliche Problemlösungsstrategie erkannt werden (vgl. Lünenborg 2005: 165). Ein wesentliches Merkmal von Narration ist deren Bezug auf eine Lösung in der Form eines Konsenses, wobei das Problem die zunächst feststellbare Inkonsistenz verschiedener Deutungsmuster darstellt. Journalismus gestaltet demnach eine Narration, in der Konsens die Lösung wäre, „in der die Gemeinsamkeit von Interessen als das Bessere gegenüber Interessendifferenzen dargestellt wird“ (ebenda: 165). Hierbei wird durchaus eine normative Position sichtbar, wonach Journalismus zur gesellschaftlichen Verständigung beizutragen habe. So versteht auch Habermas (1981: 217) das Erzählen von Geschichten als eine Urform der Verständigung, wobei Narration als alltäglicher, lebensweltlicher Kommunikationsmodus einen entscheidenden Beitrag zur Reproduktion kulturellen Wissens, zur Koordinierung gesellschaftlicher Handlungen und zur Identitätsbildung von Personen leistet. Habermas betont die wesentliche Rolle der Narration bei der Konstituierung von Lebenswelt. Narration dient dort dem Austausch von Erfahrungen, die gesellschaftliche Akteure in spezifischen Situationen – Systemkontexten – gewonnen haben. Der narrative Modus stellt den natürlichen Weg dar, wie in der Lebenswelt Sinn gemacht, erlebt und reproduziert wird.

Vor dem Hintergrund des oben ausgeführten Konzepts der Mehrsystemrelevanz als journalistische Leitdifferenz und einem Publikumskonzept, das das Publikum als soziale Akteure konzipiert, die zugleich in mehrere systemische Bezüge inkludiert sind, wird

deutlich, dass sich journalistisches Handeln gleichzeitig in systemischen wie auch in lebensweltlichen Bezügen vollzieht. Gerade bei der Kopplung von systemischen und lebensweltlichen Bezügen ist Narration unverzichtbar. Sie stellt unter Rückgriff auf klassische Erzählmuster und verbunden mit meist archaischen Rollen Interpretationsfolien bereit, auf denen an sich inkonsistente Systemrationalitäten verkettet werden.

In Anlehnung an Lyotard (1999 [1986]) wird hier davon ausgegangen, dass sich auch im Journalismus bzw. bei dessen Rezeption die Verkettung inkonsistenter Systemrationalitäten unter Rückgriff auf narratives Wissen vollzieht (vgl. Geiger 2006: 173ff; Geiger 2005: 198). Gemäss Lyotard (1999 [1986]) lässt sich Wissen in zwei Wissensarten unterteilen: das *diskursive und das narrative Wissen*. Während diskursives Wissen auf den zugänglichen Regeln eines bestimmten Funktionssystems beruht und damit unter Rückgriff auf diese systemspezifischen Standards erst reflexiv wird, kann das narrative Wissen als lebensweltliches, nicht reflexives Wissen charakterisiert werden. Die Generierung und Aktualisierung von *diskursivem Wissen* folgt jeweils einer bestimmten Systemrationalität. Einer bestimmten Deutung, Argumentation oder Legitimation kann eine wissenschaftliche aber auch eine politische, rechtliche, religiöse, ökonomische oder künstlerisch-ästhetische Rationalität etc. zugrunde liegen. Entsprechende Argumente gelten dann als akzeptiert, wenn sie erfolgreich den in der jeweiligen Systemrationalität geltenden Regeln und Evaluationskriterien unterzogen werden können. Die einer Systemlogik folgenden Diskurse sind jedoch nicht mit anderen – einer anderen Systemlogik folgenden – Diskursen vereinbar: „Because different standards are used to justify/legitimate the reasons, the discourses are fundamentally incommensurable and cannot be reduced to each another“ (Geiger 2005: 198). Das Problem der Verkettung wäre bei ausschliesslichem Rückgriff auf diskursives Wissen unlösbar; es kann nur über den Rückgriff auf Narration – Geiger (2006: 195) spricht von Meta-Narrationen – gelöst werden.

Narratives Wissen tritt in Form von „Erzählungen“ auf, referiert auf die Kontexte der Diskurse und ist für die Existenz von diskursivem Wissen unverzichtbar. „Über Erzählungen erfährt man etwas über Erfolge und Misserfolge, über gelungene und misslungene Problemlösungen, über Glück und Unglück, über Schönheit und Gerechtigkeit usw.“ (Schreyögg/Geiger 2003: 49; vgl. auch Geiger 2005: 198). Mit Narration werden also nicht nur einfache Fakten oder diskursiv anschliessende Argumente vermittelt, sondern Narration kombiniert „inkommensurable“ Diskurse aus dem Kontext jeweils spezifischer Situationen, indem sie miteinander kausal verlinkt werden und so für den Erzähler und den Rezipienten Sinn machen. „In der 'Erzählung' greifen problemlos beschreibende Aussagen, vorschreibende Aussagen, evaluierende Aussagen usw. ineinander“ (Schreyögg/Geiger 2003: 50). Narration hat dabei immer auch eine *selbst legitimierende Dimension*. Im Unterschied zum diskursiven Wissen bedarf narratives Wissen gemäss Lyotard (1999 [1986]) keines formellen Beurteilungs- oder Legitimierungsverfahrens. Narratives Wissen „legitimiert sich durch die Pragmatik seiner Übermittlung“ (Geiger 2006: 175).

Es wäre nun falsch, aus Sicht der Wissenschaft die narrative Rationalität als „wild, primitiv, unterentwickelt, rückständig, verwirrt, aus Meinungen bestehend, Gewohnheiten, Autorität, Vorurteilen, Unwissenheit und Ideologien“ abzutun und in die Welt der „Fabeln, Mythen, Legenden, gut für Frauen und Kinder“ (Lyotard 1999 [1986]: 85) zurück zu schicken. Der Rückgriff auf narratives Wissen scheint bei der journalistischen Inszenierung von Wirklichkeit gerade wegen des von diesem in

Anschlag gebrachten narrativen Kommunikationsmodus und wegen des Zwangs zur Mehrsystemrelevanz produzierenden Verkettung inkommensurabler Diskurse eine zentrale Rolle zu spielen. Dies umso mehr, als in der Lebenswelt seiner Publika ohnehin eine narrative Aneignung der Objektwelt stattfindet. „Narrative theory generally holds that humans use narratives to weave together fragmented observations to construct meanings and realities“ (McComas/Shanahan 1999: 36).

Wie diese Verkettung jedoch vom Journalismus organisiert wird und welche Folgen dies auf gesellschaftlicher Ebene mit sich bringt, ist weitgehend unerforscht. Bei der Analyse solcher Mechanismen kann sicherlich die *Framing-Forschung* ihren Beitrag leisten. Das interdisziplinär verwurzelte Framing-Konzept richtet seinen Fokus auf Frames als Interpretations- und Deutungsmuster, welche Informationen strukturieren und eine Basis für die Bewertung eines bestimmten Themas bieten (vgl. Entman 1993; Dahinden 2006; Eisenegger 2008: 151f.). Der Framing-Ansatz greift jedoch unseres Erachtens zu wenig weit, weil mit diesem sowohl die Bedeutung der temporalen Struktur als auch die Zwanghaftigkeit der Verwendung (archetypischer) Rollenträger nicht erfasst wird. „Although narratives share attributes with these [frames, Anm. des Verf.] and other theoretical terms, the key difference is that narratives use a specific temporal order of events to construct meanings“ (McComas/Shanahan 1999: 37).

Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die konzeptionellen Hinweise von Schreyögg und Koch (2005) zur Bedeutung von Narration im (organisationalen) Wissensmanagement. Ebenfalls unter Rückgriff auf Lyotards (1999 [1986]) Unterscheidung von diskursivem und narrativem Wissen verweisen sie auf die Funktion unhinterfragter und unreflektierter, so genannter „*blind spots*“ (vgl. auch Geiger 2005: 199), die jeder Diskurs benötigt, um dessen grundsätzliches Selbstlegitimationsproblem zu stoppen: „Discursive knowledge is not able to legitimate itself; it constantly searches for legitimation but cannot find it“ (ebenda: 200). Diese „Lücke“ wird durch die „*blind spots*“ gefüllt, die nun aber durch narratives Wissen repräsentiert sind. Nur über sie bzw. über die sie verbindenden, so genannten *Meta-Narrationen* können an sich inkommensurable Diskurse verkettet werden (vgl. Koch 2005: 153). „Metanarrationen umgreifen die diskursive und narrative Ebene einer Organisation gleichermaßen und stellen eine transitive, sehr stabile Ordnung zwischen den Wissensdiskursen auf der einen Seite und zwischen den Narrationen auf der anderen Seite her“ (Geiger 2006: 268ff.).

3.3 Dysfunktionalitäten von Narration

Wir haben uns bisher vor allem mit dem Potenzial und mit der Unvermeidbarkeit von Narration zur Herstellung von Sinn bzw. zur Kopplung von an sich nicht anschlussfähiger, inkommensurabler Diskursen beschäftigt. Der Rückgriff auf Meta-Narrationen birgt aber auch Gefahren in sich, die durchaus aus einer normativen Perspektive im Hinblick auf die Leistungsfähigkeit des Journalismus dysfunktionale Folgen zeitigen können. Geiger (2005) bezeichnet Narration als „*paradox genre*“, spricht von „the dark side of narrations“ und verdeutlicht, dass der Rückgriff auf Meta-Narrationen in mehrfacher Hinsicht problematisch ist (vgl. auch Geiger 2006: 273). Gemeint ist nicht nur die mit der Narration einhergehende Simplifizierung im Sinne der Komplexitätsreduktion. Vielmehr muss mit Bezug auf den Journalismus und dessen Grundfunktion der Selbstbeobachtung und Synchronisation von Gesellschaft problematisiert werden, dass Narration aus der Sicht des Diskurses *Argumentationsprozesse verhindern* oder blockieren kann. Jenseits aller

Unvermeidbarkeit von Narration im öffentlichen Diskurs muss also die Frage gestellt werden, wie früh eine diskursive Argumentation unterbunden bzw. nicht mehr hinterfragt werden soll. Gerade wegen der Nicht-Falsifizierbarkeit von der als blinder Fleck der Diskurse auftretenden Narration kann diese die Entstehung substanziell neuen diskursiven Wissens verhindern bzw. im Entstehen begriffene neue Diskurse unterdrücken, ohne dass dieser Prozess sichtbar gemacht würde. Der Rückgriff auf Meta-Narration – als ungeordneter und unsystematischer Speicher von narrativem Wissen – sorgt für eine kohärente und transitive Hierarchisierung von Diskursen. Diese Hierarchie unterdrückt potenzielle Diskurse, die sich nicht in das narrative Ordnungsschema einfügen lassen; sie werden durch den impliziten Unterdrückungsmechanismus der Meta-Narration als Nicht-Wissen entwertet.

Hier soll an einem aktuellen Beispiel die Ambivalenz eines stillschweigenden Rückgriffs auf Meta-Narrationen im Journalismus verdeutlicht werden. Der folgende exemplarische Zugriff hat hier nur illustrativen Charakter und nicht den Anspruch einer empirischen Sättigung. Reichlich Anschauungsmaterial für das Verstehenspotenzial und die gleichzeitige Unterdrückungsgefahr von Narrationen im öffentlichen Diskurs bieten die gegenwärtige Wirtschaftskrise und insbesondere der Streit um das so genannte Bankgeheimnis in der Schweiz. Die (journalistische) Analyse der Krise stösst auf einen dominanten Diskurs, der wiederum durch eine dominante Narration bestimmt wird und ihn damit wirkungsmächtig macht: Die Märkte regulieren sich selbst. Sie tendieren gleichsam natürlich zum Gleichgewicht. Diese Narration ist Teil einer Meta-Narration, die beim Begriff Freiheit im Sinne der Entfesselung der Möglichkeiten ansetzt. Wenn aber Derivate auf den Markt geworfen werden, die ein 50faches der realen ökonomischen Grundlage erreichen, ist eine Selbstregulierung der Märkte allein schon mechanisch nicht mehr möglich. Anders gesagt: die dominante Grunderzählung müsste in Frage gestellt werden, was aber voraussetzt, dass sie als solche identifiziert wird. Weil die Krise Interventionen des Staates in historisch einmaliger Höhe und Dringlichkeit notwendig machte, wurde unter der dominierenden Narration vom selbstregulierenden Markt eine andere Narration hörbar. Die Narration nämlich, dass nur regulierte Märkte funktionierende Märkte sind. Auch sie beruft sich auf die Freiheit – die Freiheit von Zwängen, die von entfesselten Märkten und der Ökonomie ausgehen.

Als nun der deutsche Finanzminister Steinbrück im Herbst 2008 das Schweizer Bankgeheimnis angriff, wurden diesem von unterschiedlichen Akteuren aber auch in der journalistischen Berichterstattung verschiedene Motive unterstellt, die bis zum vermeintlichen Angriff auf die Schweizer Souveränität gehen. Der Finanzminister seinerseits sah die deutsche Souveränität gefährdet, weil die Schweizer Banken mit ihrem Angebot, das Geld von Steuerflüchtigen zu beherbergen, in die staatliche Hoheit Deutschlands, Steuern zu erheben, eingriff. Im öffentlich ausgetragenen Steuerstreit treffen mindestens ökonomische, politische, rechtliche, wirtschaftswissenschaftliche und ethische Diskurse aufeinander, die jeweils einer anderen Systemlogik folgen. Es wird aber deutlich, dass die Gegenüberstellung von zwei Souveränitäten eine Art Grundmuster der öffentlichen Debatte geworden ist.

In Wahrheit steht jedoch gar nicht das Bankgeheimnis zur Debatte, sondern die Schweizer Praxis, zwischen Steuerhinterziehung (kein Straftatbestand) und Steuerbetrug zu unterscheiden. Die USA und die EU zielen auf die Vermeidung von Steuerflucht, also auf die Abschaffung der Schweizer Praxis, Steuerhinterziehung als legitim zu betrachten. Darüber, dass der Staat nicht in die privaten Konten schauen darf, besteht hingegen ein breiter Konsens – auch beim deutschen Finanzminister. Umso

erstaunlicher ist es, dass – auch als so genannte Qualitätsmedien ausgeflaggt – Medien die „Geschichte“ der „deutschen Kavallerie gegen die Schweizer Indianer“ ernsthaft aufgreifen, über Wochen hinweg thematisieren und vor dem Hintergrund dieser simplifizierenden bzw. unterkomplexen Narration auch kommentieren (vgl. Tages-Anzeiger 2009).

Gerade einer normativen Perspektive folgend, müsste die Erwartung an die Medien sein, dieses (eventuell durchaus gewollte und geförderte) Missverständnis aufzuklären. Tatsächlich prallen bei dieser Geschichte um den Steuerstreit ja verschiedene Narrationen aufeinander, die in Konkurrenz zueinander stehen. Das Beispiel zeigt, dass zumindest die Gefahr droht, dass Narrationen – vorübergehend – eine *Hegemonie über andere Narrationen* erringen, die dann bis zur Unkenntlichkeit zurücktreten. Wir wollen im abschliessenden Kapitel versuchen, Anforderungen an den Journalismus und insbesondere an Qualitätsmedien zu stellen, die es sich zur Aufgabe machen, solche durch Narration gesteuerte Diskurse journalistisch so zu spiegeln, dass die tatsächlichen Motive erkennbar würden und erst so im Hinblick auf ihr Publikum eine (demokratische) Meinungsbildung in Gang setzen können.

4 Anforderungen an Qualitätsmedien

Wir wollen nun abschliessend und vor dem Hintergrund der oben ausgeführten Überlegungen herausarbeiten, welche Qualitätsmerkmale so genannte Qualitätsmedien aufzuweisen haben, um in Abgrenzung zu anderen Medien als solche gelten zu können. Zunächst ist festzuhalten, dass die in Kapitel 2.3 deduktiv *aus der gesellschaftlichen Basisfunktion des Journalismus abgeleiteten Qualitätsstandards* für jede Art der journalistischen Konstruktion von Wirklichkeit einzufordern sind, um überhaupt als „journalistisch“ gelten zu können. Dies beinhaltet also die für den Journalismus konstitutiven Qualitätsstandards wie (Mehrsystem-)Relevanz, Unabhängigkeit, Vielfalt, Aktualität, Faktizität bzw. Richtigkeit, Transparenz sowie weitere auf die Anschlussfähigkeit bzw. auf das Verstehen des Publikums zielende Kriterien wie Zugänglichkeit bzw. Verständlichkeit oder eben Narrativität.

Die Reproduktion des Journalismus in der funktional ausdifferenzierten Gesellschaft ist auf formale Organisationen angewiesen. Spezialisierte Organisationen haben organisationale Entscheidungsprogramme herausgebildet, die nun als Operationalisierungen den Leitcode des Journalismussystems reproduzieren (vgl. Marcinkowski/Bruns 2004: 493). Journalistische Organisationen haben vielfältige Möglichkeiten, den zur Anwendung zu bringenden journalistischen Leitcode „Mehrsystemrelevanz“ in Entscheidungsprogrammen zu spezifizieren. Dabei kommt es zu einer „Arbeitsteilung“ unter den verschiedenen Organisationen eines Mediensystems. Ähnlich wie im politischen System kann hier eine Differenzierung von *Zentrum/Peripherie* gemacht werden (vgl. Marcinkowski/Bruns 2004: 495); mit der Einschränkung allerdings, dass es sich bei den Organisationen des Zentrums aus nahe liegenden Gründen (Unabhängigkeit) nicht um Staatsorganisationen handeln kann, wohl aber die peripheren Organisationen „Zulieferdienste“ leisten, wobei die Aktivitäten in der Peripherie zu einer „Flut von Entscheidungsanforderungen an das Zentrum“ führen (ebenda: 495).² Qualitätsmedien könnten dann durchaus als „Zentralorgane“ (Imhof

² Zu den peripheren Medien wären eher Fach- und Spezialmedien zu zählen, die „sich auf ein gegenstands- oder themenbezogenes Fachgebiet (z.B. Auto, Reise oder Umwelt, Wissenschaft)

2008: 40) aufgefasst werden, die eben im Unterschied zu den peripheren Medien in der Lage sein müssen, weitere bzw. spezifische Aufgaben zu übernehmen. Eine solche Konzeption bzw. Ausdifferenzierung von Qualitätsmedien geht einher mit spezifischen Qualitätsanforderungen, die hier in einer inhaltlich-funktionalen, in einer institutionellen und in einer organisationalen Dimension zusammengefasst werden:

In *inhaltlich-funktionaler Hinsicht* sind es gerade die Qualitätsmedien, die mit der Erwartung konfrontiert werden, bei der Identifikation von unvermeidbaren, Sinn steuernden Meta-Narrationen im öffentlichen Diskurs eine spezifische Qualifizierungsfunktion zu übernehmen. Wie in Kapitel 3.3. ausgeführt kann der journalistische Rückgriff auf Meta-Narrationen nicht nur funktional – im Sinne der Mehrsystemrelevanz und der Komplexitätsreduktion – zur Verkettung inkommensurabler Diskurse führen, sondern eben auch zur hegemonialen Stabilisierung bzw. Unterdrückung „unpassender“ Narrationen. Mit Rekurs auf die Normen der Aufklärung und Moderne und entsprechender Ansprüche an den rationalen Diskurs muss also der Journalismus der Qualitätsmedien in der Lage sein, zunächst implizite – als Meta-Narrationen in Anschlag gebrachte – Geltungsansprüche als solche freizulegen. Erst dann können sie zum Gegenstand eines diskursiven Beurteilungsverfahrens gemacht werden. In der Regel ist der Journalismus widersprüchlichen oder konkurrierenden Geltungsansprüchen bzw. mit Konflikten zwischen verschiedenem narrativen Wissen konfrontiert. Es obliegt der Entscheidung von Qualitätsmedien, welches narrative Wissen einer diskursiven Prüfung zugeführt werden soll und welches nicht. Dies alles setzt voraus, dass der Journalismus das relevante weil Sinn steuernde, narrative Wissen zunächst identifiziert. Qualitätsmedien unterstützen ihre Publika – in der Regel als Leistungsrollen verschiedener Funktionssysteme – , die Meta-Narrationen vor Augen zu haben, wenn sie z.B. in der Rolle als Politiker, Wirtschaftsführerin, Lehrer, Richterin, Pfarrer oder Künstlerin ihre Angebote rezipieren. Qualitätsjournalismus beschränkt sich also nicht darauf, Diskurse einfach wieder zu geben, sondern legt die Meta-Narrationen hinter den Diskursen auch frei. Dies setzt eine Beobachtung zweiter Ordnung voraus.³ Die Anforderung an den Journalismus ist aber nicht, einfach einen Gegendiskurs zu führen oder eine Gegennarration zu propagieren, sondern die konkurrierenden Narrationen sichtbar zu machen. Erst diese Freilegung aus der Beobachterperspektive zweiter Ordnung ermächtigt seine Publika im aufklärerischen Sinn.

In *institutioneller Hinsicht* ist einzufordern, dass der journalistischen Leitdifferenz der „Mehrsystemrelevanz“ auf der Ebene einer Medienorganisation ebenfalls eine Multireferentialität entspricht. Dies hat Konsequenzen sowohl für deren Institutionalisierung wie auch für deren innere organisationale Verfasstheit. Jarren

spezialisiert“ haben (Szyszka 2004: 181). So genannte Forumszeitungen mit einer (inputorientierten) Ausdifferenzierung klassischer Ressorts aber auch Publikumsmedien mit starker Output- und Zielgruppenorientierung (vgl. Donges/Jarren 1997) sind eher zwischen Peripherie und Zentrum anzusiedeln, während eben Qualitäts- oder Leitmedien im Zentrum agieren und deren (Ziel-) Publikum eher die Leistungs- als die Publikumsrollen der anderen Funktionssysteme umfasst.

³ Um auf unser konkretes Beispiel des Steuerstreit zurück zu kommen, könnte eine qualitätsorientierte journalistische Bearbeitung dieses Themas auf Textebene durchaus wie folgt angegangen werden: „Bei diesem Streit treffen zwei Konzepte von Staat aufeinander. Die einen sehen Staat als Feind der Reichen, weil dieser umverteilt und die Freiheit des Einzelnen beschneidet. Für sie ist die Flucht in die Steueroase Schweiz legitim. Andere erwarten vom Staat die Sicherstellung von Freiheit und Sicherheit. Es sei gerecht, dass er dafür Steuern erhebt; bei der Reichen mehr als bei den weniger Reichen.“

(2008) bezeichnet den spezifischen Organisationstyp von Medienorganisationen als „*intersystemische Organisationen*“. Qualitätsmedien sind danach weder „reine“ ökonomische, noch politische, wissenschaftliche, erzieherische oder religiöse Organisationen. Sie können keinem dieser Funktionssysteme zugeordnet werden. Vielmehr weisen sie eine hybride Struktur auf. Der intersystemische Status der Medienorganisation äussert sich in der organisationalen *Trennung von Management und Redaktion* bzw. in der Trennung von Medium und Journalismus (Altmeyen 2008: 82), wobei beide nur gemeinsam den Prozess der öffentlichen Kommunikation schaffen können. Nur durch diese Trennung kann sich die Redaktion unabhängig von systemfremden Leitdifferenzen mit der Reproduktion von Mehrsystemrelevanz beschäftigen und hegemoniale Narrationen frei legen, während das Medienmanagement mit anderen – z.B. politischen oder ökonomischen – Organisationen in eine rekursive Beziehung treten kann; etwa um auf dem Werbemarkt Ressourcen zu beschaffen oder bei der Politik entsprechenden Forderungen bezüglich Medienregulierung oder Subventionen auszuhandeln.

In *organisationaler Hinsicht* ist schliesslich festzuhalten, dass die Spezifizierung des Leitcodes Mehrsystemrelevanz auch Implikationen für die redaktionelle Organisationsstruktur nach sich zieht. Damit einher geht durchaus der Trend zur Entdifferenzierung von Ressortstrukturen. Linienorganisationen mit klaren inhaltlichen Zuständigkeiten weichen vermehrt – und vor allem bei neu sich institutionalisierenden Medien – funktionalen Organisationsprinzipien, bei denen ein einzelner Redakteur für mehrere Ressorts gleichzeitig arbeitet (Meier 2002). Der Trend zur ressortübergreifenden Zusammenarbeit ist ambivalent zu beurteilen, weil die Einführung von Newsdesk bzw. Newsroom durchaus „seismographisches Potenzial“ freisetzen, aber auch eine Schwächung der organisationalen Verortung von – diskursivem – Fachwissen bedeuten kann (vgl. Meier 2006; Blöbaum 2008: 125ff.). Weil jedoch die Reproduktion von Mehrsystemrelevanz die Kopplung von diskursivem und narrativem Wissen verlangt, braucht es innerhalb der Redaktion umso mehr Verfahren der Qualitätssicherung, die diese Kopplung quasi aus der Perspektive der Beobachtung zweiter Ordnung organisational verankern. Gerade Qualitätsmedien sind also mit der Anforderung zu konfrontieren, im Sinne der Selbststeuerung und -kontrolle Konzepte des Qualitätsmanagements mit Selbstverpflichtungsaufträgen zu implementieren, die auf die Etablierung einer Verantwortungskultur zielen und das Management in die Pflicht nehmen, Qualitätsziele intern wie extern kontinuierlich zu kommunizieren und die Leistungen systematisch zu evaluieren (vgl. Wyss 2009b; Jarren 2007: 142). Über entsprechende Formen der Selbstverpflichtung auf Dialoge mit Akteuren der Zivilgesellschaft etwa in Codes of Conducts, Ethik Kodices oder Media Accountability Systemen (Jarren 2007: 141) können zudem auch normative Qualitätsansprüche transparent gemacht und verfolgt werden, die als spezifische Anforderungen aus der Perspektive anderer Funktionssysteme – etwa aus der Sicht des politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Systems – an den Journalismus herangetragen werden.

Der vorliegende Beitrag fokussiert primär auf die erste, inhaltlich-funktionale Dimension im Anforderungskatalog an Qualitätsmedien. Es wird betont, dass dem Rückgriff auf Narration bei der journalistischen Kopplung inkommensurabler Diskurse bzw. Systemrationalitäten eine zentrale Bedeutung zukommt. Das Freilegen hegemonialer Meta-Narrationen im öffentlichen Diskurs wird somit auch zu einer zentralen Anforderung an den Journalismus. Entsprechende Geltungsansprüche können

jedoch nur durch eine Beobachtung zweiter Ordnung zum Gegenstand eines diskursiven Beurteilungsverfahrens gemacht werden. Dazu müssen Qualitätsmedien in der Lage sein.

Aber auch für die Wissenschafts-Community, die sich mit entsprechenden Anforderungen an Qualitätsmedien beschäftigt, gilt, dass die von ihr geführten Diskurse „blind spots“ aufweisen können, die durch narratives Wissen repräsentiert sind. Dies könnte etwa dann der Fall sein, wenn davor gewarnt wird, dass die Journalismusforschung „ihren Gegenstand aus den Augen verliere“ wenn sie sich zu sehr auf die „noch ungewohnte“ Perspektive der Cultural Studies einlasse (Scholl 2000: 405f.). Dieser Beitrag soll auch als Plädoyer verstanden werden, sich bei der Suche nach integralen Qualitätsmodellen für den Journalismus (vgl. Saxer 2000: 197) am spieltheoretischen Obligat zu orientieren und wissenschaftliche Erkenntnisproduktion als möglichst ingenüoses Spiel gegen sperrige Gegenstände anzulegen.

Autorenzeile:

Wyss, Vinzenz (1965), Prof. Dr. phil.; Studium der Germanistik, Publizistikwissenschaft und Soziologie an der Universität Zürich. Stage bzw. Redaktor bei der Solothurner Zeitung bzw. im Privatrundfunk. Ab 1994 wissenschaftlicher Assistent, Oberassistent und wiss. Mitarbeiter am IPMZ – Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich. 2002 Promotion zum Thema journalistische Qualitätssicherung als Organisationsfunktion. Seit 2003 Professor für Journalistik und Medienforschung sowie Forschungsleiter am IAM – Institut für Angewandte Medienwissenschaft der ZHAW - Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Winterthur. Seit 2009 Präsident der SGKM – Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft. Arbeitsschwerpunkte: Journalismustheorie, Journalistische Qualität und Qualitätssicherung, Redaktionsforschung, Religionskommunikation, Narrations- sowie Transferforschung.
Mail: vinzenz.wyss@zhaw.ch

Literatur

- Altmeyden, Klaus Dieter (2008): Diffuse Geschäftsgrundlagen. Die schwierige Beziehung von Journalismus und Medien. In: Pörksen, Bernhard / Loosen, Wiebke / Scholl, Armin (Hrsg.): Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis. Wiesbaden, S. 81-99.
- Arnold, Klaus (2008): Qualität im Journalismus – ein integrales Konzept. In: Publizistik, 53. Jg., 2008/4, S. 488-508.
- Blöbaum, Bernd (2008): Wandel redaktioneller Strukturen und Entscheidungsprozesse. In: Bonfadelli, Heinz / Imhof, Kurt / Blum, Roger / Jarren, Otfried (Hrsg.): Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel. Mediensymposium Luzern. Band 10. Wiesbaden, S. 119-129.
- Bonfadelli, Heinz / Meier, Werner A. (1996): Das erforschte Publikum, Zoom K&M, Heft 8/96, S. 5-13.
- Bucher, Hans-Jürgen (2003): Journalistische Qualität und Theorien des Journalismus. In: Bucher, Hans-Jürgen / Altmeyden, Klaus-Dieter (Hg.): Qualität im Journalismus. Grundlagen – Dimensionen – Praxismodelle. Wiesbaden, S. 11-34.
- Corner, John (1999): Critical Ideas in Television Studies. Oxford, New York.
- Dahinden, Urs (2006) Framing. Eine integrative Theorie der Massenkommunikation. Konstanz.
- Donges, Patrick / Jarren, Otfried. (1997): Redaktionelle Strukturen und publizistische Qualität. In: Media Perspektiven, (4), S. 198-204.
- Eckström, Mats (2000): Information, Storytelling and Attractions: TV journalism in three modes of communication. In: Media, Culture and Society 22. S. 465-492.
- Eisenegger, Mark (2008): Zur Logik medialer Seismographie: Der Nachrichtenwertansatz auf dem Prüfstand. In: Bonfadelli, Heinz / Imhof, Kurt / Blum, Roger / Jarren, Otfried (Hrsg.): Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel. Mediensymposium Luzern. Band 10. Wiesbaden, S. 146-169.
- Entman, Robert M. (1993): Framing: Toward clarification of a fractured paradigm. Journal of Communication, 43 (4), S. 51-58.
- Fabris, Hans Heinz (2004): Vielfältige Qualität. Theorien zur Analyse der Qualität des Journalismus. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. 2. Auflage. Wiesbaden, S. 393-404.
- Geiger, Daniel (2005): The Dark Side of Narrations. Narrations as Paradox Genres. In: Schreyögg, Georg / Koch, Jochen (Hrsg.): Knowledge Management and Narratives. Organizational Effectiveness Through Storytelling. Berlin, S. 195-214.
- Geiger, Daniel (2006): Wissen und Narration. Berlin.
- Görke, Alexander (1999): Risikojournalismus und Risikogesellschaft. Sondierung und Theorieentwurf. Opladen.
- Grice, Herbert Paul (1979): Logik und Konversation. In: Meggle, Georg (Hrsg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt a.M., S. 243-265.
- Habermas, Jürgen (1981): Das Konzept der Lebenswelt. In: Ders.: Theorie des kommunikativen Handelns, Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt/M., S. 182-213.
- Hasebrink, Uwe (2008): Das multiple Publikum. Paradoxien im Verhältnis von Journalismus und Mediennutzung. In: Pörksen, Bernhard / Loosen, Wiebke / Scholl, Armin (Hrsg.): Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis. Wiesbaden, S. 513-530.
- Hickethier, Knut (1996): Zur Analyse des Visuellen, des Auditiven und des Narrativen. In: Ders. (Hrsg.): Film- und Fernsehanalyse. Stuttgart / Weimar, 2. überarbeitete Auflage., S. 42- 155.
- Hickethier, Knut. (1997). Das Erzählen der Welt in den Fernsehnachrichten. Überlegungen zu einer Narrationstheorie der Nachricht. Rundfunk und Fernsehen, 45 (1), S. 5-18.
- Imhof, Kurt (2008): Die seismographische Qualität der Öffentlichkeit. In: Bonfadelli, Heinz / Imhof, Kurt / Blum, Roger / Jarren, Otfried (Hrsg.): Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel. Mediensymposium Luzern. Band 10. Wiesbaden, S. 17-56.
- Jarren, Otfried (2000): Gesellschaftliche Integration durch Medien? Begründung normativer Anforderungen an die Medien, in: Medien und Kommunikationswissenschaft, 48. Jg. (1). S. 22-41.
- Jarren, Otfried (2007): Die Regulierung der öffentlichen Kommunikation. Medienpolitik zwischen Government und Governance. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 37. Jg., Heft 146. S. 131-153.
- Jarren, Otfried (2008): Massenmedien als Intermediäre. Zur anhaltenden Relevanz der Massenmedien für die öffentliche Kommunikation. In: M&K – Medien- und Kommunikationswissenschaft, 56, 3-4, S. 329-346.
- Koch, Jochen (2005): Reflecting on Complexity: Knowledge, Narratives and Aesthetic Experience. In: Schreyögg, Georg / Koch, Jochen (Hrsg.): Knowledge Management and Narratives. Organizational Effectiveness Through Storytelling. Berlin, S. 145-172.

- Kohring, Matthias (2006): Öffentlichkeit als Funktionssystem der modernen Gesellschaft. Zur Motivationskraft der Mehrsystemzugehörigkeit. In: Ziemann, Andreas (Hrsg.): Medien der Gesellschaft – Gesellschaft der Medien. Konstanz, S. 161-182.
- Lünenborg, Margreth (2005): Journalismus als kultureller Prozess. Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft. Ein Entwurf. Wiesbaden.
- Lyotard, Jean-Francois (1999 [1986]): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien.
- Machill, Marcel/ Köhler, Sebastian / Waldhauser, Markus (2006): Narrative Fernsehnachrichten: Ein Experiment zur Innovation journalistischer Darstellungsformen. In: Publizistik 51, H.4, S. 479-497.
- Marcinkowski, Frank / Bruns, Thomas (2004): Autopoiesis und strukturelle Kopplung. Theorien zur Analyse der Beziehungen von Journalismus und Politik. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch / 2., überarb. Aufl. Opladen, S. 487-501.
- McComas, Katherine / Shanahan, James (1999): Telling Stories About Global Climate Change. Measuring the Impact of Narratives on Issue Cycles. In: Communication Research, Vol. 26 (1), S. 30-57.
- McQuail, Denis (1992): Media performance. Mass communication and the public interest. London / Newbury Park/ New Dehli.
- Meier, Klaus (2002): Ressort, Sparte, Team: Wahrnehmungsstrukturen und Redaktionsorganisation im Zeitungsjournalismus. Konstanz.
- Meier, Klaus (2006): Newsroom, Newsdesk crossmediales Arbeiten. Neue Modelle der Redaktionsorganisation und ihre Auswirkung auf die journalistische Qualität. In: Weischenberg, Siegfried / Loosen, Wiebke / Beuthner, Michael (Hrsg.): Medien-Qualitäten. Öffentliche Kommunikation zwischen ökonomischem Kalkül und Sozialverantwortung, Konstanz, S. 203-222.
- Rau, Harald (2007): Qualität einer Ökonomie der Publizistik. Betriebswirtschaftliche Lösungen für die Redaktion, Wiesbaden.
- Saxer, Ulrich (2000): Zur Journalismus-Qualitätsdiskussion. In: Held, Barbara / Ruß-Mohl, Stephan (Hrsg.): Qualität durch Kommunikation sichern. Vom Qualitätsmanagement zur Qualitätskultur. Erfahrungsberichte aus Industrie, Dienstleistung und Medienwirtschaft. Frankfurt/M., S. 188-215.
- Scholl, Armin (2000): Hat die Journalismusforschung alles falsch gemacht? In: Medien & Kommunikationswissenschaft 48, 3, S. 405-412.
- Scholl, Armin (2004): Die Inklusion des Publikums. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch / 2., überarb. Aufl. Opladen, S. 517-536.
- Schreyögg, Georg / Geiger, Daniel (2003): Kann implizites Wissen Wissen sein? Vorschläge zur Neuorientierung im Wissensmanagement. In: Wyssusek, Boris (Hrsg.): Wissensmanagement komplex. Perspektiven und soziale Praxis. Berlin, S. 43-54.
- Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt. Bd.1, Frankfurt a. M.
- Szyszka, Peter (2004): Fachjournalisten als Absatzhelfer des Marketing? Zum Umgang mit einer ‚gemischten‘ Interessenlage. In: DFJV (Hrsg.): Fachjournalismus. Expertenwissen professionell vermitteln. Konstanz, S. 181-195.
- Tages-Anzeiger (2009): Unser neuer Häuptling. Kommentar von Peter Hardmeier. In: <http://www.tagesanzeiger.ch/meinungen/dossier/kolumnen--kommentare/Unser-neuer-Haeuptling/story/19902963> (abgerufen, 28.3.2009).
- Weischenberg, Siegfried (2006): Medienqualitäten: Zur Einführung in den kommunikationswissenschaftlichen Diskurs über Maßstäbe und Methoden zur Bewertung öffentlicher Kommunikation. In: Weischenberg, Siegfried / Wiebke Loosen / Michael Beuthner (Hrsg.): Medien-Qualitäten. Öffentliche Kommunikation zwischen ökonomischem Kalkül und Sozialverantwortung. Konstanz, S. 9-34.
- Weischenberg, Siegfried / Loosen, Wiebke / Beuthner, Michael (Hrsg.): Medien-Qualitäten. Öffentliche Kommunikation zwischen ökonomischem Kalkül und Sozialverantwortung, Konstanz.
- Wyss, Vinzenz (2009a): Das Publikum des Journalismus. In: Dahinden, Urs / Süß, Daniel (Hrsg.): Medienrealitäten. Konstanz, S. 131 – 152.
- Wyss, Vinzenz (2009b): Medienmanagement als Qualitätsmanagement. In: Karmasin, Matthias / Winter, Carsten (Hrsg.): Grundlagen des Medienmanagement. 3. völlig überarb. Auflage. München (im Erscheinen).